

Christian Signol

Wenn die Roman Christrose blüht

Urachhaus



Christian Signol

Wenn die Christrose blüht

Aus dem Französischen
von Corinna Tramm

 *Verlag Urachhaus*

Inhalt

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

Epilog

Fußnote

Impressum

Die Erde ist ganz da, wo du bist.
Herman Melville

Erst als alles mit Schnee bedeckt war, habe ich bemerkt,
dass die Tür und die Fensterläden blau waren.
Albert Camus

Der Junge hatte sofort begriffen, dass er *dorthin* fahren musste: weit weg von den grauen Mauern, innerhalb derer sich die Leute anschauten, ohne sich zu sehen, weit weg von den Wohnhäusern, in die niemals das Tageslicht drang, weg von diesen gefürchteten Orten, wo irgendein fremder Arzt ihm mitteilen konnte, dass er sterben würde, ohne dass die Welt deswegen aufhörte sich weiterzudrehen; ohne dass jemand an seiner Seite, nicht einmal die eigene Mutter, das Gegenteil beweisen konnte. *Dorthin*, das war woanders, weit weg von der Stadt, den Mietskasernen von Choisy-le-Roi, den hohen Wohntürmen, den schmutzigen Fassaden und den Fenstern, die sich zu den Zügen hin öffnen; man träumt, man könnte in sie einsteigen, aber sie halten niemals an. Sébastien wäre gerne mitgefahren, doch da gab es noch seine Mutter, seit Kurzem allein, denn ihr Mann war mit einer anderen durchgegangen, weil die Männer alle gleich sind und man im Leben kämpfen muss – das wiederholte sie jeden Morgen mit einer Stimme, die klang, als habe sie schon alles aufgegeben, vielleicht inklusive ihres eigenen Lebens.

Als Sébastien von dieser endgültigen Trennung hatte sprechen hören, hatte er sich zum ersten Mal körperlich elend gefühlt. Das war jetzt genau zwei Jahre her. Vor zwei Jahren hatte er den Brief seines Vaters gefunden, eines Abends, als er von der Schule heimkam.

»Er kommt wieder zurück«, hatte sie gesagt. »Ich kenne ihn, er wird zurückkommen.«

Er war nicht wiedergekommen. Im Gegenteil: Er hatte die Scheidung eingereicht. Im Übrigen reiste er viel zu gern, in all die fernen Länder, wohin er sie in den Ferien mitnahm, obwohl Sébastien lieber *dorthin* gefahren wäre, in das Dorf, in dem seine Mutter geboren war, mit seinem Glockenturm und den wenigen niedrigen Häusern in der Talsenke, den Feldern voller Klatschmohn, dem Bach, in dem sie an Sommerabenden badeten, und die Wege, auf denen sie mit den beiden Alten, Auguste und Cyprienne, zwischen Hecken mit blühenden Hagebuttensträuchern zusammen wanderten. Ein einziges Mal hatten sie *dorthin* fahren können. Es war der Sommer, als sein Vater nicht gewollt hatte, dass sie mitkamen, und der Junge hatte ihn niemals vergessen. Im Gegenteil, er erinnerte sich an alles, sogar an die Farbe der Porzellanschüssel, in die er morgens sein Brot tunkte, ein durchsichtiges Blau, ja sogar an die rote Daunendecke auf seinem Bett, dessen Laken nach Feldblumen rochen. Dennoch schrieb er den beiden Alten selten: Sie waren so weit weg, und im Übrigen schämte er sich, dass seine Mutter, ihre Tochter, ein so ganz anderes Leben als sie lebte, dass sie sie verlassen hatte – im Stich gelassen, dachte er immer. Warum? Für wen? Er hatte begriffen, dass es ein Glück war, solche Eltern wie die beiden zu haben und dort zu leben, und er fragte sie oft, warum sie fortgegangen war.

»So ist das Leben halt«, antwortete sie mit müder Stimme. »Die Arbeit, verstehst du?«

Nein, er verstand es nicht. In Choisy gab es Fassaden, die schwarz geworden waren vom Rauch der alten Dampfloks, schwarz vom Rauch der modernen Fabriken; diese Schwärze der Leute und der Dinge, diese Härte in ihren Blicken. »Es kann sein, dass er in drei Monaten tot ist.« Wie soll man, wenn man zehn Jahre alt ist, damit fertig werden, nachdem man *dort* einen Sommer erlebt hat?

Als sie das Krankenhaus verlassen hatten, waren sie schweigend in Regen und Wind nach Hause gegangen, als ob sie einander nicht kannten. Ihre Angst war zu groß, und sie hatten begriffen, dass sie dieser Angst auf keinen Fall Ausdruck verleihen durften, wenn sie den Schmerz, der eigentlich ohnehin schon unerträglich war, nicht noch verschärfen wollten. Als sich die Wohnungstür hinter ihnen geschlossen hatte, hatte sich seine Mutter auf das Sofa fallen lassen und gemurmelt:

»Warum passiert uns das?«

Sébastien, der spürte, dass seine einzige Hoffnung auf eine Besserung *dort* lag, hatte mit harter Stimme und einer gewissen Heftigkeit insistiert:

»Ich will zu meinen Großeltern fahren. Morgen. So schnell wie möglich.«

Warum hatte er das gesagt? Eine blitzhafte Erinnerung durchfuhr seine Gedanken: Es war *dort* gewesen, an einem Sommermorgen; ein alter Mann, der sich vor Schmerzen krümmte, war zu seinem Großvater gebracht worden, der ihn behandelt hatte. Mehr noch, er hatte ihn geheilt, denn zwei Stunden später war der Kranke wieder fortgegangen, ohne Hilfe und auf seinen eigenen Beinen, ohne den geringsten Ausdruck von Schmerzen auf seinem Gesicht.

»Das ist unmöglich«, hatte seine Mutter geseufzt. »Sie werden sich nicht um dich kümmern können.«

»Doch. Sie können es.«

Und genauso entschlossen hatte er hinzugefügt:

»Ruf an!«

»Einfach so? Sofort?«

»Ja, sofort, oder sonst ...«

Er kam nicht auf die richtigen Worte, denn die Diagnose des Arztes hallte noch in seinem Kopf nach: ›Akute Leukämie in Verbindung mit einer schweren Anämie. Es muss rasch etwas unternommen werden.« Sébastien fühlte sich jedoch nicht krank, abgesehen von dem Nasenbluten, der seltsamen Blässe in seinem Gesicht, dem extremen

Schwächegefühl und der Empfindung, in einer großen Kälte zu leben, einer Kälte, die er bis dahin nie verspürt hatte, einer Kälte, die in seinen Adern zirkulierte, sein Herz erstarren ließ, als pochte es unter einer dicken Schneedecke.

Er hatte niemals daran gezweifelt, dass die beiden Alten einwilligen würden, ihn zu sich zu nehmen. Dieser Mann und diese Frau, die er so wenig kannte, gehörten nicht zu jener Sorte von Menschen, die irgendjemandem ihre Hilfe versagten. Und tatsächlich hatten sie Ja gesagt, sofort, ohne langes Diskutieren, ohne um Erklärungen zu bitten, während ihre einzige Tochter unverständliche Worte stammelte und ihr Schluchzen unterdrückte. Dennoch hatte sie in den darauffolgenden zwei Tagen die Energie aufgebracht, alles Notwendige zu veranlassen. Die Unterlagen ihres Sohnes würden vom Curie-Institut an das Antikrebszentrum des La Grave-Krankenhauses in Toulouse geschickt werden. Auguste und Cyprienne würden ihn jedes Mal, wenn es notwendig war, dorthin bringen und so lange wie nötig bei ihm bleiben. Acht Tage würden genügen, um die praktischen Modalitäten dieses Wechsels zu regeln.

Seit dem Anruf fühlte sich Sébastien ein wenig besser. Es war, als schlummere die Angst jenes Mittwochs, dem 10. April 1990, in einem Winkel seines Kopfes. Es gelang ihm, mit weniger Furcht daran zu denken, auch wenn er nicht aufhörte, sich Fragen zu stellen. Er würde vielleicht sterben. Was war das, das Sterben? Bedeutete es, dass man leiden musste? Er hatte seine Mutter gefragt, doch sie wusste keine Antwort darauf. Und was gab es nach dem Leben? Wie war es dort? Gab es überhaupt ein Dort? Mit aller Macht versuchte er sich vorzustellen, dass dieses Dort so wie bei seinen Großeltern war, und er gab sich Mühe, sich nichts anderes vorzustellen. Eine Zuflucht. Ein Hafen. Ohne Leiden. Ohne anonymen Arzt. Wiesen, Felder, Bäume. Nie mehr Angst. Nie mehr dieses ätzende Gefühl im

Innersten seines Magens, die Atembeklemmung. Konnte man mit zehn Jahren sterben? Nein. Es war unmöglich. Auguste und Cyprienne wussten, dass es unmöglich war, und sie würden es ihm bestimmt bestätigen, sobald er ihnen diese Frage stellen würde – davon war Sébastien zumindest überzeugt.

Es war ein Samstag, und er hatte zusammen mit seiner Mutter einen sehr frühen Zug genommen, um *dorthin* zu fahren: ein Dorf mit braunen Dächern und ockerfarbenen Mauern, das sich an der Grenze zwischen dem Lot und der Dordogne befand, der einzige Ort, an dem für Sébastien – dessen war er sich sicher – das Unglück einfach nicht existierte. Wie hieß es? Millac? Ja: Millac. Das bedeutete nichts Besonderes – und dennoch, allein schon durch das innerliche Aussprechen dieser zwei Silben fühlte er sich ein bisschen weniger in Gefahr.

Der Zug fuhr durch eine endlose Ebene, die mitten im April an einigen Stellen grün wurde. Sébastien saß seiner Mutter gegenüber, die die Augen geschlossen hatte. Sie war müde. Immer müde. Immer überlastet von ihrer Arbeit als Buchhalterin in einer Transportgesellschaft, die sich an dem anderen Ende von Paris befand. Denn nach der Scheidung hatten sie umziehen müssen, sie hatten den achtzehnten Bezirk verlassen und waren nach Choisy-le-Roi gezogen. Sie nahm oft Unterlagen mit nach Hause, blieb lange wach und stand früh auf, um sich um die Sachen ihres Sohnes zu kümmern, doch sah sie ihn nicht mehr, sie küsste ihn nicht mehr, weder morgens, wenn er loszog, noch abends zur Schlafenszeit, als gäbe es von nun an nichts Wichtigeres mehr als diese Rechnungen, diese aneinandergereihten Ziffern, die für ihn nicht die geringste Bedeutung hatten.

Mit ihren einundvierzig Jahren hätte man sie noch als schön bezeichnen können, mit ihren schwarzen Haaren und ihrer matten Haut, wenn nur ein kleiner Funke ihre grünen

Augen erleuchtet hätte. Aber sie hatten nicht mehr den geringsten Glanz. Sie hatte mit achtundzwanzig geheiratet und drei Jahre später Sébastien bekommen. Das war jetzt zehn Jahre her. Das ganz normale Leben. Das Schicksal von tausend anderen: Mit zweiundzwanzig war sie nach Paris gekommen, mit ihrem Buchhalter-Diplom in der Tasche, um dort Arbeit zu suchen. Ihr Mann arbeitete in der Informatik. Ein Genie auf seinem Gebiet, jedenfalls behauptete er das; aber es musste wahr sein, denn er wurde oft in die Provinz oder ins Ausland gerufen. So war das Leben eben. Heute war sie einundvierzig und hatte einen Sohn, der vielleicht sterben würde, und sie fühlte, dass sie nicht die Kraft hatte, ihm zu helfen, ihn auf dem Weg zur Heilung hin zu begleiten, ihn zu retten.

Sébastien bemerkte zwei rasch weggewischte Tränen auf den Wangen seiner Mutter, und in ihm stieg ein Gefühl auf, als fiel er, von Schneeflocken umgeben, ins Leere.

»Weine *ich* denn?«, sagte er, nicht ohne aggressiven Unterton.

Sie fuhr zusammen, öffnete unvermittelt die Augen und versuchte ihn anzulächeln. Wie hätte er sich in diesem Augenblick gewünscht, dass sie seine Hand nahm, um zu verhindern, dass er ins Leere fiel, aber wie sollte er es ihr sagen, ohne ihr noch mehr Angst zu machen, wie sollte er die Worte finden, um ein solches Bedürfnis auszudrücken? Er schwieg, gab sich Mühe, seine Aufmerksamkeit auf die Baumgruppen zu konzentrieren, die dunkle Inseln mitten in den grauen Ackerböden bildeten, er folgte mit dem Blick den Vögeln am Himmel und fragte sich, wo diejenigen wohl hinkämen, die starben? Ob sie wie die kleinen Kinder der Menschen litten, ob sie wie sie Angst vor dem Schnee oder dieser eisigen Kälte hatten, die sie manchmal rücksichtslos und grausam packen musste? Und er blieb eine ganze Zeit mit seiner Angst allein, ohne Beistand, bis er schließlich einschlummerte.

Als er erwachte, hatte sich die Landschaft, die er durch das Fenster sah, verändert: Bewaldete Hügel hatten die endlose Ebene abgelöst, und es waren keine Vögel mehr am Himmel. Er begegnete dem Blick seiner Mutter, die ihn anlächelte.

»Du hast geschlafen«, sagte sie.

Er antwortete nicht. Er wusste schon, dass zwischen ihnen eine unüberbrückbare Distanz bestand, weil sie trotz all ihrer Anstrengungen nichts für ihn tun konnte. Er nahm sie ihr unbewusst übel, diese Unfähigkeit, dass sie ihn allein ließ, furchtbar allein in diesem Schnee, in dem seine Füße versanken, während er ihr eine Hand entgegenstreckte, die sie nicht wahrzunehmen schien.

»Hast du Schmerzen?«

Er schüttelte den Kopf. Sie begriff, dass es ihre Pflicht war zu reden, sich ihm zu nähern, und sie überhäufte ihn mit Ermahnungen, die nicht im Entferntesten das traf, was er von ihr erwartete:

»Du darfst sie nicht zu sehr ermüden. Sie sind jetzt acht-beziehungsweise neunundsechzig Jahre alt. Sie sind in Rente, aber sie arbeiten weiter. Wie doch die Zeit vergeht!«

Sébastien hörte ihr nicht mehr zu. Er versuchte sich an Auguste und Cyprienne zu erinnern, aber es gelang ihm nicht besonders gut, weil er sie fünf Jahre lang nicht gesehen hatte. Er hatte es eilig, diese beiden Gesichter wiederzusehen, in denen er damals etwas entdeckt hatte, das er nicht kannte. Was war es nur? Bis zu diesem Morgen hatte er sich die Frage eigentlich nie gestellt, und es gelang ihm nicht, es zu umschreiben. Alles, was er wusste, war, dass er jedes Mal, wenn er an sie gedacht hatte, glücklich gewesen war.

»Hörst du mir zu, Sébastien?«

Er nickte erneut, achtete aber nicht weiter auf ihre Worte. Sie begriff, dass er ab jetzt nicht mehr erreichbar war, stieß einen tiefen Seufzer aus und schwieg.

Das Ende der Fahrt kam dem Jungen, der sich, um zu vergessen, in ein Buch zu flüchten versuchte, unendlich lang vor. Es war einer dieser Comics, in denen ein rächender und mit außerordentlichen Kräften ausgestatteter Held mit üblen Wesen fertig wird. Sébastien beneidete ihn, und es gelang ihm, in die Haut des siegreichen Kriegers zu schlüpfen; einige Augenblicke lang schaffte er es wirklich zu glauben, dass er die Fähigkeit hatte, über alles zu triumphieren. Doch bald fühlte er sich wieder, als ob es um ihn herum schneite, und er begann zu zittern.

»Ist dir kalt?«, fragte sie.

»Ein bisschen.«

»Es ist doch warm. Willst du noch einen Pullover?«

»Nein, es wird schon vorbeigehen.«

Er malte sich aus, dass es sicher vorbei wäre, sobald er *dort* den Fuß auf den Bahnsteig setzte. Er bemerkte, dass er sich noch gar nicht im Abteil umgeschaut hatte, und war darüber nicht verwundert. Seit jenem berüchtigten Tag, an dem der Arzt ihm die Nachricht mitgeteilt hatte, hatte er sich aus einer Art Schutzinstinkt wie in sich selbst zurückgezogen. Es ging darum, der äußeren Welt nicht den geringsten Einfluss zu gewähren, um zu vermeiden, dass zu dem, was schon jetzt zu groß für ihn war, noch weiterer Schmerz hinzukam. Er fühlte sich wie von einem Schneeberg erdrückt. Wie seltsam, dachte er, vielleicht war das ja mit dem vergleichbar, was Menschen empfinden mussten, die von einer Lawine erfasst worden waren. Doch dieser Gedanke vermochte die wirkliche Angst nicht zu betäuben. Diese Angst überragte alles, was er sich vorstellen konnte. Und die Einsamkeit, die sie erzeugte, war unerträglich. Deshalb hatte er zu den beiden einzigen Menschen auf der Welt fahren wollen, von denen er glaubte, dass sie in der Lage waren, die Eiswand zu überwinden, die ihn von den Lebenden isolierte. Gleichzeitig rief diese Angst von Zeit zu Zeit eine

Empörung gegen das Unrecht hervor, das ihm widerfahren war. Warum wurde er von so etwas heimgesucht, wo doch so viele andere Kinder nie krank wurden?

»Warum ich?«, hörte er sich fragen. »Was habe ich verbrochen?«

Seine Mutter wurde aschfahl.

»Du hast nichts Schlimmes getan«, antwortete sie sehr sanft. »Es ist einfach so.«

Sie wurde unsicher und sagte hastig: »Es ist Zufall, das ist alles. Ein unglücklicher Zufall. Das passiert manchmal im Leben. Wir können nichts dafür.«

Diese Schwarzmalerei, dieses Aufgeben empörte ihn. Es war absolut nichts von ihrer Seite zu erwarten, nichts zu erhoffen. Er hatte es verstanden, seufzte und fragte:

»Sind wir bald da?«

»Ja, bald. Wir sind gerade durch Souillac gekommen und werden Gourdon erreichen. Dort steigen wir aus. Sie warten am Bahnhof auf uns.«

Im Verlauf der nächsten Dreiviertelstunde versuchte er die Bäume, Felder und Wiesen wiederzuerkennen, die er fünf Jahre zuvor gesehen hatte, aber es war nicht dieselbe Jahreszeit, und die Welt, die er wiedersah, kam ihm fremd vor und ließ ihn plötzlich am Sinn der Reise zweifeln. Das hielt zum Glück nicht lange an, denn schon tauchten die ersten Häuser einer kleinen Stadt auf; es sah aus, als würden sie sich am Fuße eines Schlosses und seiner Mauern, die in einem schönen Strohgelb aufleuchteten, zusammendrängen. Der Zug hielt schließlich in einem Bahnhof an, der in der Mitte einer großen Ebene lag. Sie begann gerade grün zu werden, und der Himmel über ihr zeigte ein sehr helles Blau, übersät mit feinen Wolken wie aus Wolle. Es war das Erste, was Sébastien bemerkte, als er ausgestiegen war, während seine Mutter mit dem Finger auf zwei Gestalten am Ende des Bahnsteigs zeigte.

»Da hinten sind sie. Schau!«

Er wollte rennen, aber er traute sich nicht. Schon kam Cyprienne auf sie zu, gefolgt von Auguste. Nur zwanzig Meter trennten sie voneinander. Sébastien hatte plötzlich Angst, dass er sich geirrt hatte, doch die beiden Arme, die ihn packten, ließen ihn spüren, dass sie durchaus über die erhoffte Kraft verfügten. Die Begrüßungsworte verstärkten dieses Gefühl noch, und ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust.

»Endlich!«, sagte Cyprienne. »Wir hatten richtig Sehnsucht nach dir, weißt du.«

Sie war so, wie er sie in Erinnerung hatte: die braunen Haare zu einem Knoten gebunden, rundlich, mit schwarzen Augen. Sie strotzte vor Vitalität und nahm sogleich das Gepäck an sich.

»Ihr müsst Hunger haben«, sagte sie.

»Ein wenig«, antwortete ihre Tochter.

»Nun, mein Junge! Du hast aber lange gebraucht, um uns wieder zu besuchen!«

Das war Auguste, der zu ihm getreten war, seine Hand auf die Schulter des Jungen legte und ihn an sich zog. Allein diese Hand hatte etwas so Beruhigendes, dass er sie heftig und anhaltend drückte. Auguste hatte sich auch kaum verändert; die hohe Stirn unter seinen praktisch nicht existierenden Haaren, sein Lächeln, das ihm stets auf den Lippen lag. Rundlich, ruhig, mit Augen, die in einem so hellen Blau erstrahlten, dass man das Gefühl hatte, durch ihn hindurchzusehen. Sogar seine Hose war blau, aber von einem Dunkelblau, wie es die Arbeiter trugen. Darüber: ein kariertes Hemd und eine Jacke, die neu sein musste – Cyprienne hatte sie zweifellos eigens für diesen Anlass gekauft. Sie selber hatte ihre Sonntagskleider angezogen und trug einen Rock, eine Bluse und eine kurze Strickjacke aus grauer Wolle. Sie lief voraus und zeigte ihnen den Weg, wie sie es sonst immer für Auguste tat.

»Ich habe ein Huhn im Schmortopf gekocht«, sagte sie und wandte sich um, als sei das an diesem Morgen das

Wichtigste auf der Welt.

Sébastien hatte plötzlich Hunger und beschleunigte seinen Schritt, leicht erstaunt darüber, dass seine Großeltern sich nicht nach seiner Gesundheit erkundigt hatten.

Als sie in den von Linden und Robinien gesäumten Hof kamen, stiegen sie in einen Renault, der mindestens zwanzig Jahre alt sein musste. Auguste setzte sich ans Steuer, Cyprienne setzte sich hinten neben Sébastien, während ihre Tochter vorne Platz nahm, da ihr beim Fahren übel wurde. Der Wagen umfuhr die Stadt, bog rechts an einer Kreuzung ab, dann folgte er einer kleinen Straße zwischen Eichen, Eschen und Ahornbäumen mit ganz kleinen Blättern, die sich gerade entfaltet hatten. Ein Stück weiter, am Ende einer langen abschüssigen Straße, fuhr das Auto in die Sonne, und Sébastien hatte sogleich das Gefühl, dass die Kälte ihn verließ.

Während der Mahlzeit hatten sie sich nicht getraut, in Sébastiens Gegenwart über die Krankheit zu reden. Sie hatten gewartet, bis er in den Hof hinausging. Er hatte begriffen, dass das ein Wunsch seiner Mutter war, weil sie nun ihren Eltern die notwendigen Anweisungen geben musste. Er hatte sich unter die Linde neben den alten Brunnen gesetzt, der heute nur noch dazu diente, den Garten mit Wasser zu versorgen. Ein Bereich, der Cyprienne unterstand, die dort allerlei Arten von Gemüse anbaute. Er befand sich auf der anderen Seite des Hofes, und man betrat ihn durch ein Seitentürchen, das wegen der Hühner immer zu war. Gegenüber, in der Verlängerung des Hauses, waren in einer Werkstatt und einem Schuppen, die einen verwahrlosten Eindruck machten, Werkzeuge untergebracht. Der Stall auf der rechten Seite, der auch als Scheune diente und dessen Tür offen stand, schien leer zu sein.

Sébastien betrachtete das niedrige, einstöckige Haus mit seinen gelb-orangen Mauern, den blauen Fensterläden und den braunen Dachziegeln, als sich die Tür öffnete. Auguste erschien, kam auf ihn zu und sagte:

»Kommst du mit? Ich muss die Tiere holen.«

Sébastien erinnerte sich: Damals, in dem Jahr, als er hier gewesen war, hatte er auch zusammen mit Auguste abends die Kühe heimgeholt. Es waren mindestens um die fünfzehn gewesen. Auguste schien zufrieden. Es schien ihm ganz gelegen zu kommen, dass er auf diese Weise entfleuchen und sich dem häuslichen Zugriff der Frauen entziehen konnte. Sébastien verstand ihn und folgte ihm auf dem Fuße.

»Wie viele hast du jetzt?«, fragte er ihn.

»Noch drei.«

»Nur?«

»Ich bin in Rente, verstehst du«, sagte Auguste, der selber nicht recht daran zu glauben schien.

»Und die Felder?«

»Wir haben das Land verpachtet und nur die große Wiese für das Heu behalten.«

Sébastien erinnerte sich noch gut an die Heuernte, die Weinlese, aber auch an die liebevollen Streitereien zwischen Cyprienne und Auguste. Er war nie dort, wo man ihn zu finden glaubte, da er meist unterwegs war, um seine Kräuter zu suchen. Tatsächlich behandelte Auguste die Leute, besser gesagt, er verschaffte all denen Erleichterung, die mit der traditionellen Medizin nicht zufrieden waren. Er hatte auch eine Heilergabe. Er legte die Hände auf und nahm das Feuer weg. Er war außerdem ein Rutengänger, und man holte ihn von sehr weit her, um zu erfahren, wo man graben musste. Kurz und gut, Auguste war ein Original. Er beeilte sich niemals und schien nie genug Zeit zu haben, um die Welt, die ihn umgab, zu genießen. Ein kontemplativer Mensch, der mit wenig glücklich war und es immer Cyprienne überlassen hatte,

sich um das Haus zu kümmern und ihm zu sagen, was er zu tun hatte und was gerade anstand und drängte. Sie hatten von dem Verkauf ihrer Milch, etwas Weizen, Mais, Tabak und dem Gemüse gelebt, das Cyprienne samstags auf den Markt nach Gourdon brachte. Mit einem Wort: Sie hatten wenig Geld zur Verfügung, aber sie machten sich kaum Sorgen deswegen. Es hatte ihnen niemals an etwas gemangelt in ihrem sparsamen Leben, in dem es nicht den geringsten Luxus gab.

Sie überquerten den von großen Platanen umgebenen Platz, unter denen hemdsärmelige Männer Boule spielten.

»Beeil dich, Auguste, es wird bald regnen!«, rief ihm einer von ihnen zu, was bei seinen Gefährten Gelächter auslöste.

Auguste zuckte mit den Schultern, antwortete aber nicht.

»Komm!«, sagte er zu Sébastien, der stehengeblieben war, da er nicht wusste, ob sein Großvater darauf eingehen würde.

Auf der anderen Seite des Platzes gingen sie an der romanischen Kirche mit ihrem Schieferdach vorbei, nahmen die Straße nach Groléjac, die sich lässig zwischen den Ahorn- und Nussbäumen dahinzog, dann bogen sie rechts in einen ungeteerten Weg ein, der auf einen mit Zwergereichen bedeckten Hügel führte.

»Wir gehen am Weinberg vorbei«, sagte Auguste. »Ich will sehen, ob sich die Farbe des Schnittes verändert hat.«

Sie ließen das Dorf schnell hinter sich, das nur ungefähr dreißig Häuser hatte, in denen um die sechzig Einwohner lebten. Augustes Weinberg, der seinen Weinbedarf für ein Jahr deckte, befand sich hundert Meter höher hinter einer Schutzhecke aus kleinen Eichen, von denen einige noch die kupferfarbenen Blätter aus dem Vorjahr trugen.

Während Auguste mit der Hand die im Februar zurückgeschnittenen Reben untersuchte, entdeckte Sébastien vergessene Empfindungen wieder, die

Erinnerung an den »Vier-Uhr-Imbiss«, den er in jenem Sommer mit seinem Großvater im Schatten eingenommen hatte, wenn der seinen Sulfitbottich irgendwann abgesetzt hatte und sich dabei lächelnd die Stirn abwischte.

»Hier haben wir es besser als bei den Frauen, nicht wahr?«, sagte Auguste und lächelte dabei verschwörerisch.

Der Junge bemerkte an seinem Blick, dass er gerührt war, dass er nicht wusste, wie er sich verhalten sollte, und es schien ihm, als sei dies ein ernster Moment. Auguste erzählte ihm von dem Weinberg, den Blüten des Weißdorns, die er morgen oder übermorgen, nach dem Tau, sammeln würde, erkundigte sich nach der Schule, aber es war nicht das, worauf Sébastien wartete. Er näherte sich seinem Großvater, blickte ihm fest in die Augen und fragte dann unvermittelt:

»Sag mal, Auguste, weißt du eigentlich, dass ich krank bin?«

Die Augen des Mannes wurden klar wie eine Quelle, doch er verzog keine Miene.

»Natürlich weiß ich das.«

»Also wirst du mich behandeln?«

Augustes Gesicht verschloss sich einige wenige Sekunden, dann entgegnete er sanft:

»Nein, mit meinen Kräutern kann ich dich nicht behandeln.«

Im selben Augenblick wurde Sébastien klar, dass es vielleicht diese Hoffnung gewesen war, die ihn dazu getrieben hatte, hierher in dieses Dorf zu kommen, und er fragte zögernd: »Denkst du, dass ich sterben werde?«

»Natürlich nicht!«, sagte Auguste entrüstet. »Was sagst du denn da? Glaubst du, dass ich so etwas zulassen würde?«

Augustes Augen kamen Sébastien jetzt noch größer und noch strahlender vor. Er fühlte sich geborgen in der Nähe dieses ruhigen, immer bedächtigen Mannes, den nichts aus der Fassung zu bringen schien.

»Nein«, sagte Sébastien, »ich bin mir sicher: nein.«

»Bravo!«, erwiderte Auguste. »Genau das habe ich von meinem Enkel erwartet.«

Er legte eine Hand auf die Schulter des Jungen und fuhr fort:

»Und übrigens, weißt du, wenn einer hier sterben muss, dann bin ich das.«

»Warum?«, fragte Sébastien. »Bist du krank?«

»Cyprienne sagt, dass ich krank im Kopf bin, und ich glaube, sie hat ein bisschen recht.«

Sébastien fing an zu lachen, und es war ihm, als ob sich das Blut, das durch seine Adern strömte, plötzlich wieder erwärmte, wegen der Worte, die er da gerade gehört hatte, dank des Lächelns und des Blickes seines Großvaters, aber auch aufgrund des goldenen Lichtes, das über den Weinberg und die unzähligen gelben Steine dahinströmte, die die Erde zwischen den Reben bedeckten. Er dachte ganz stark an das, was Auguste ihm gesagt hatte, an diese Art von Sicherheit und Überzeugung, die ihm so wohltat.

Auguste dagegen fragte sich, ob er die Kraft haben würde, sich die Sorge nicht anmerken zu lassen, die an jenem Tag, als seine Tochter angerufen hatte, in ihm erwacht war. Gewiss, er und Cyprienne hatten keinen Moment lang gezögert, ihren Enkel unter diesen traurigen Umständen aufzunehmen, doch sie wussten beide, dass es für sie schmerzlich werden würde. Sie waren es nicht gewohnt, über ein solches Leiden, über Krankheit und Unglück zu sprechen. Sie begegneten diesen Dingen nicht mit Nichtbeachtung oder Geringschätzung, sondern in aller Stille und mit Tapferkeit. So waren sie schon immer mit den Prüfungen des Lebens umgegangen. Auguste wusste auch, dass er sich auf seine Frau verlassen konnte. Sie gab nicht auf, sie würde den Weg bis zum Ende gehen, wie immer. Aber ob er selbst die Kraft dazu haben würde?

Er ging zu einem alten Pfirsichbaum, der köstliche Früchte trug und über die Rebstöcke zu herrschen schien.

»Magst du die Pfirsiche aus dem Weinberg?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, ich habe noch nie welche gegessen«, antwortete Sébastien.

»Aber ja doch, ich habe dir welche gegeben, in dem Jahr, als du hier warst.«

Auf einmal erinnerte sich Sébastien an das weiße und süße Fruchtfleisch, und es war ihm, als wäre seitdem nichts geschehen und die Welt stehen geblieben, ohne Bedrohung, ohne Gefahr.

»Lass uns zurückgehen, sonst machen sie sich Sorgen«, sagte Auguste.

Und er fügte hinzu: »Die Frauen, weißt du ...«

Sie gingen den Pfad an der Hügelflanke hinunter, stießen auf die Straße und bogen nach links ab, um auf die Wiese zu gelangen. Die Kühe standen regungslos auf der anderen Seite der Umzäunung und schienen ihren Herrn zu erwarten. Es waren nur drei, mit ganz unterschiedlichem Fell: Eine weiße, eine rote und eine schwarze – eine Aubrac, eine Salers und eine Bretonne. Auguste öffnete das Gatter, und die Kühe zogen ohne sie eines Blickes zu würdigen und entschlossenen Schrittes an ihnen vorbei.

Wiederum empfand Sébastien in diesem abendlichen Frieden und in der Nähe dieses so beruhigenden Mannes die altvertraute Auflehnung gegen das Los, das ihn getroffen hatte. Er hätte Auguste beinahe dieselbe Frage gestellt wie seiner Mutter im Zug, doch war es ihm, als würde das Aussprechen dieses neue Gefühl von Sicherheit, das ihm seit seiner Ankunft so guttat, untergraben. Er zog es vor, zu schweigen. Im Übrigen gab es keine Antwort auf dieses »Warum ich?«, das ihn unablässig quälte.

Sie gingen nicht in das Dorf, sondern folgten dem Weg, der sich im Tal zwischen zwei mit winzig kleinen weißen Blüten betupften Hecken dahinschlängelte. Zu ihrer Rechten eskortierten die Pappeln und Weiden treu den Bach; links reihten sich Felder und Wiesen aneinander, bis ganz am Ende, in weiter Ferne, so schien es Sébastien,